



Mit unverwechselbarer Stimme: Frontmann Dallas Tamaira. Sein Alias Joe Dukie ist eine Hommage an den Vater Joe und Großvater Dukie, benannt nach Jazzlegende Duke Ellington Foto: Lichtgut/Christian Hass

Denn sie wissen, was sie tun

Sieben auf einen Streich: Fat Freddy's Drop ist eine der erfolgreichsten Bands Neuseelands – und rockt auch die Liederhalle

Hip-Hop, Blues oder doch eher Dub? Die neuseeländische Band Fat Freddy's Drop lässt sich nicht auf ein Genre festlegen. Ihr neues Album „Bays“ ist eine Dance-Dub-Soul-Komposition.

VON MELANIE MAIER

Dallas Tamaira ist kein Mann der großen Worte. Ohne Vorgeplänkel greift der Sänger zum Mikro, stimmt nach minutenlangem Intro die ersten Zeilen der Single „Slings and Arrows“ an: „There's a war in me, there's a war in you“. Die unverwechselbar weiche Stimme schmeichelt den Zeilen, fügt sich ein in die Trompeten-, Saxofon- und Posaunenklänge seiner Bandkollegen Toby Laing, Scott Towers und Joe Lindsay, in den Bass von Fitchie alias DJ Mu, der im Hintergrund an den Turntables dreht. Komplett wird die siebenköpfige Band Fat Freddy's Drop mit Gitarrist Tehi Kerr und Keyboarder Iain Gordon.

Die Fans im Hegel-Saal der Stuttgarter Liederhalle werden am Samstag noch drei Stunden später tanzen, hüpfen, singen.

Zweieinhalb Stunden vor dem Auftritt sitzt Saxofonist Scott Towers bereits auf einem schwarzen Ledersessel, irgendwo in den Tiefen des Kongresszentrums. Seine graue Schiebermütze hat er in die Stirn gezogen. Wenn er den Stil seiner Band beschreiben müsste, könnte er das nicht mit einem einzigen Wort oder einem Genre, sagt

Towers im Gespräch mit unserer Zeitung: „Wir sind keine Blues-, Techno- oder Dub-Band. Fat Freddy's Drop ist ein bisschen von alledem.“

Das Bindeglied zwischen Soul, Reggae und Elektro: Dub. Darauf können sich alle sieben Bandmitglieder einigen – auch wenn das bei der Setliste oft nicht so einfach ist, sagt Towers lachend: „Bei so vielen Leuten gehört das wohl dazu. Ein Teil der Band tendiert zu elektronischer Musik und Techno, ein anderer eher zu Jazz und Blues. Am Ende steuert jeder von uns etwas anderes bei.“

Ein sehr demokratisches Schaffen, bei dem am Ende die beste Idee gewinnt – egal, von wem sie kommt. Bezeichnend für Fat Freddy's Drop ist allerdings nicht nur dieses Konglomerat verschiedener Stilrichtungen. Sondern auch die Art, wie sich ihre Songs über Minuten hinweg entfalten. Am besten zeigt das vielleicht „Ernie“, der rund siebenminütige Eingangssong auf dem Album „Based on a True Story“ – der erst nach etwa vier Minuten an Tempo aufnimmt.

Auch live ist dieses Aufbauen, das stetige Steigern ein Muster der Band, auf das sie oft zurückgreift. Für die Zugabe etwa erscheint Posaunist Lindsay mit der Mundharmonika auf der Bühne. Beginnt mit einem Solo, bis erst Kerr an der E-Gitarre und dann Gordon am Keyboard einstimmen. Ein elektronischer Sound, zu dem die Leute im Saal tranceartig tanzen. Dazu mischt DJ Fitchie seine Bässe, steigen Frontman Dallas Tamaira und die Bläser ein – sie verwandeln den

Elektro in Ska, der den Hegel-Saal zum Beben bringt. Der Holzboden vibriert unter der Vielzahl hüpfender Füße.

Dann plötzlich steht da MC Slave, jener Rapper, der Fat Freddy's Drop bei Auftritten begleitet. Er feuert Rap-Salve um Rap-Salve ab: Ein Hip-Hop-Act, platziert zwischen Elektro-Medleys, Reggae-Sounds, Dub-Beats und Ska-Elementen. Ein Act, der überraschend gut in die Genre-Mixtur passt. Und der noch einmal zeigt, was diese Band eigentlich ausmacht: Das frei-fröhliche Spielen, das Improvisieren auf der Bühne.

Die Essenz der Band: Das frei-fröhliche Spielen, das Improvisieren auf der Bühne

Nach Stuttgart hat das Septett noch ein straffes Programm vor sich: Für die Europa-Tournee steht die Band fast jeden Abend auf einer anderen Bühne. Erst im Dezember kehrt sie zurück in ihre Heimat Neuseeland. Ans andere Ende der Welt.

Grund der Promo-Tour: Das aktuelle Album „Bays“, veröffentlicht am 23. Oktober bei dem hauseigenen Label The Drop/Alive. Es ist das nunmehr vierte Studioalbum der Band und zugleich das erste, bei dem die Songs vor allem im Studio entstanden sind. „Normalerweise schreiben wir die Lieder unterwegs“, sagt Towers. Eine neue Herangehensweise an den Schaffensprozess

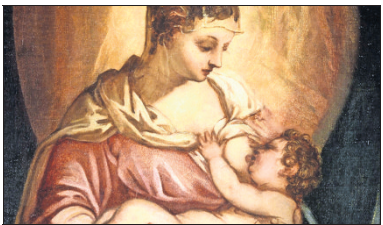
also, den die Band vermutlich beibehalten wird: „Die Songtexte sind subtiler, der Sound noch besser, volltönender.“

Dass die Dance-Dub-Soul-Komposition „Bays“ an vielen Stellen elektronischer klingt als die drei Vorgängeralben, liegt auch daran: „Wir haben inzwischen viel mehr elektronische Instrumente – anfangs arbeiteten wir hauptsächlich mit Akustik-Instrumenten“, sagt Towers. Er sieht die Entwicklung als natürlichen Prozess.

Fat Freddy's Drop formierte sich Ende der 1990er in Neuseelands Hauptstadt Wellington. Fitchie alias DJ Mu arbeitete damals beim Radio. Immer häufiger produzierte er auch eigene Songs – Instrumental- und Dub-Versionen von Liedern, die er im Radio spielte. Irgendwann holte er Sänger Dallas Tamaira dazu, dann Trompeter Toby. Sie waren der Kern, um den sich Schritt für Schritt die heutige Besetzung gruppierte.

2001 erschien das erste Album, „Live at the Matterhorn“. Ein nahezu ungesampelter Mitschnitt eines Konzerts in Wellingtons einst gefragtestem Nachtclub. Allein durch Mund-zu-Mund-Propaganda verkaufte es sich mehr als 9000 Mal. Vier Jahre später kam „Based on a True Story“ auf den Markt. Es erreichte Platz eins der neuseeländischen Charts am Tag nach der Veröffentlichung, wurde neunmal mit Platin ausgezeichnet. Seither hat Fat Freddy's Drop Konzerte in der ganzen Welt gegeben. „Wir sind erfolgreich, aber nicht berühmt – zum Glück“, sagt Towers. Vielleicht wird „Bays“ das ändern.

Großer Kunstraub in Verona



Gestohlen: Jacopo Tintoretto's Gemälde „Madonna allattante“ Foto: dpa

Drei bewaffnete und verummte Männer haben am Donnerstagabend aus dem städtischen Museum Castelvecchio in Verona 17 Gemälde im Wert von bis zu 15 Millionen Euro geraubt. Darunter waren Werke von Rubens, Tintoretto, Mantegna und Pisanello, wie italienische Medien berichteten. Die Räuber seien sehr professionell vorgegangen. Es handle es sich wahrscheinlich um Auftragstätter. Bis zum Sonntag fehlte von den Tätern jede Spur. Andere italienische Museen boten Verona Leihgaben an, um die Lücken an den Wänden zu füllen.

„Die teuersten Werke des Museums wurden gestohlen. Es waren Profis am Werk, die das Museum genau kannten und wussten, was sie wollten“, zitierte die Nachrichtenagentur Ansa den Bürgermeister von Verona, Flavio Tosi. Als wertvollste Werke gelten „Die Wachtel-Madonna“ von Pisanello aus dem Jahr 1420 und das um 1500 entstandene Gemälde „Die Heilige Familie mit einer Heiligen“ von Andrea Mantegna.

Die Bilder gelten als unverkäuflich, Ermittler schließen nicht aus, dass Lösegeld gefordert wird. Es gibt aber auch einen informellen Markt in Osteuropa. Die Polizei wertet nun die Aufnahmen der 48 Überwachungskameras des Museums aus. (dpa)

Genius + Soul = Jazz

I Got Rhythm Die Größen des Jazz: Ray Charles (1930–2004), Mann mit unverwechselbarer Stimme

VON THOMAS STAIBER

„I Got Rhythm – Kunst und Jazz seit 1920“ heißt die aktuelle Sonderausstellung im Kunstmuseum Stuttgart. Untersucht werden die Querverbindungen und Beeinflussungen zwischen Jazz und Kunst. In einer 13-teiligen Serie stellen wir Größen des Jazz vor. Folge 12: Ray Charles.

Obwohl er hauptsächlich Gospel, Blues, Soul, Pop-Songs und sogar Country-Titel interpretiert hat, war Ray Charles zeit seines Lebens dem Jazz eng verbunden. Er trat bei großen Festivals in Newport oder Montreux auf, ließ sich von Count Basies Swing-Orchester und der Bigband von Duke Ellington begleiten und nahm 1960 ein von Quincy Jones produziertes Album auf. Dessen programmatischer Titel lautete: „Genius + Soul = Jazz“.

Selbst wenn Ray Charles mit seiner ganz und gar unverwechselbaren Stimme Auszüge aus dem Telefonbuch gesungen hätte, wäre das gut angekommen. Denn diese ausdrucksvolle Stimme war reich an Ressourcen: Tragik und tiefes Leid waren darin aufgehoben, aber auch Sehnsucht, Glück, erotische Sinnlichkeit und eine kindlich anmutende Fröhlichkeit. Wie Charles das Tempo kaum merklich verschleppt, besonders wirksam ist das bei langsamen Nummern, mit wie viel Gefühl er den Blues singt und dazu Klavier, E-Piano oder Hammond-Organ spielt – das hat jedes Publikum auf der Welt gebannt und in Atem gehalten.

Sein Erfolg als Musiker und Show-Star hat ihn reich und so berühmt gemacht, dass er in die Rock'n'Roll Hall Of Fame kam, in Florida sein Denkmal steht und eine US-

Briefmarke sein Konterfei trägt. Ray Charles befreite sich aus dem tiefsten Südstaaten-Elend und endete als weltweit gefeierter „Genius“ und Ikone des Soul. 1930 kam er als Ray Charles Robinson in Georgia auf die Welt, wurde von seiner frommen Mutter Aretha in Florida erzogen, erlebte hilflos den Tod seines Bruders, der in einem Waschzuber ertrank, und erblindete mit sieben Jahren an einem Glaukom.

In der Schule offenbarte sich seine musikalische Begabung, und der kleine Rayspielte Bach und Beethoven auf dem Klavier. Als er 14 war, starb seine Mutter, eine weitere Katastrophe in dieser von großer Armut bestimmten Kindheit. Ray Charles zog als blutjunger Club-Musiker nach Seattle und traf den 15-jährigen Quincy Jones, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verbin-

den sollte. Nachdem ihn Ahmed Ertegun bei Atlantic Records unter Vertrag nahm, startete Ray Charles durch, und seine Karriere führte steil und unaufhaltsam nach oben.

Mit neun Frauen hatte er insgesamt zwölf Kinder. Songs wie „I Got A Woman“, „Georgia On My Mind“, „What'd I Say“ oder „Take These Chains From My Heart“ haben den 2004 in Beverly Hills im Kreis seiner großen Familie gestorbenen Ray Charles unvergesslich gemacht. Der ausgezeichnete Film „Ray“ mit dem großartigen Jamie Foxx aus dem Todesjahr von Ray Charles zeichnet dessen spannendes Leben nach.

■ Alles rund um die „I Got Rhythm“-Schau, Hörbeispiele, Videoclips und alle Folgen unserer Serie sammeln wir auf: www.stn.de/igotrhythm



Sänger mit Seele: Ray Charles (Mitte) mit Dan Aykroyd (links) und John Belushi in einer Szene des Films „Blues Brothers“ Foto: mauritius images/United Archives

Doppelt verraten backt besser

„Laible und Frisch“ in der Komödie im Marquardt in Stuttgart

VON BRIGITTE JÄHNIGEN

Was die einsame, dem Trollinger zugeneigte Uschi (Monika Hirschle) beim Dorffest so alles verzapft. Erst rückt sie dem gutmütigen, schwäbischen Dorf-Bäckermeister Walter Laible (Winfried Wagner) auf den runden Leib und verrät ihm das Lieblingsrezept ihrer Großmutter. Dann flüstert sie es dem smarten, aus Norddeutschland zugezogenen Industriegroßbäcker Manfred Frisch (Simon Licht) ins Ohr.



Simon Licht und Sarah Härtling in „Laible und Frisch“ Foto: Jürgen Frahm

So produzieren in „Laible und Frisch – Gut geklaut ist halb gebacken“ in der Komödie im Marquardt beide „Bregel“, einen Backwerks-Zwitter aus Bagel und Brezel und pochen aufs „Urheberrecht“. Und weil dem Zeitgeist folgend Nachbarschaftstreit, ungestilltes Liebesverlangen und Kränkungen aller Art heute öffentlich ausgetragen werden, wird auch dieser Konflikt in einer Talk-Show vor Publikum verhandelt. Und das darf mitspielen. Der Österreicher Stephan Bruckmeier inszeniert die Szenen mit Verve, frech und frisch, und er lässt die Schauspieler die Konflikte vor mobilen Bühnenelementen mit Herz austragen.

Es erweist sich als kluge, Bühnentaugliche Idee der Autoren Frieder Scheiffele und Sebastian Feld, das Thema „Urheberrecht“, Schutz des geistigen Eigentums, mit komödiantischen Mitteln unters Volk zu bringen, das darauf pocht, kostenlos aus dem Internet herunterzuladen, was nur zu laden ist. Sie zeichnen die Charaktere ironisch und selbstironisch mit allen klischeehaften Unzulänglichkeiten: Männer, jung wie alt, Handwerker wie Unternehmer, sind das unsichere Geschlecht. Frauen dominieren, führen sich zickig auf und wollen trotzdem nicht ohne Männer sein. Im Publikum gibt es für diese Sichtweisen jede Menge Verständnis und Applaus.

Das Mundart-Stück ist die Fortsetzung des Theaterstückes „Laible und Frisch – Bühnenreif“ und entstanden in Folge einer Mini-Serie für den SWR. Doch wenn schon Mundart, warum darf die Figur des Manfred Frisch nicht auch Mundart sprechen – etwa Hamburger Platt? Es hätte eine tolle Herausforderung für Simon Licht als Manfred Frisch und für das Publikum sein können. Bekanntes mit neuen Akzenten zu präsentieren. Globalität lebt auch im Mikrokosmos eines kleinen schwäbischen Dorfes.

www.schauspielbuehnen.de

Kurz berichtet

Preis für Cosar



Das Publikum liebt den Stuttgarter Comedian Özcan Cosar Foto: Künstler

Der Stuttgarter Comedian Özcan Cosar und der Kölner Satiriker und Liedermacher Friedemann Weise haben den Nachwuchs-Wettbewerb „Tegtheimers Erben“ der Stadt Herne gewonnen. Cosar erhielt den Publikumspreis, die Jury entschied sich für Weise, wie die Stadt Herne am Sonntag mitteilte. Beide Preise sind mit jeweils 5000 Euro dotiert. Ehrenpreise gingen an Olli Dittrich und Jürgen von der Lippe gewürdigt. Die Auszeichnungen erinnern an den 1994 verstorbenen Schauspieler und Kabarettisten Jürgen von Manger und seine Bühnenfigur Tegtheimer. (epd)

Museen ausgezeichnet

Das Kunstmuseum Ravensburg ist von der deutschen Sektion des Internationalen Kunstkritikervereins AICA zum Museum des Jahres 2015 gewählt worden. Die Ausstellungen seien hervorragend präsentiert und würden allgemeinverständlich für ein größeres Publikum erschlossen, begründete der Verein mit Sitz in Düsseldorf seine Entscheidung am Freitag. Die Architektur des Hauses in der oberchwäbischen Stadt besitze zudem Vorbildcharakter. Der Württembergische Kunstverein Stuttgart erhielt den Preis für die „Ausstellung des Jahres“. Dessen Schau „Die Bestie ist der Souverän“ überzeuge durch politische und gesellschaftliche Brisanz sowie durch die Auswahl der gezeigten Werke. (dpa)